

Die Tellenfahrt des Lesezirkels Hottingen

Autor(en): **O.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574833>

Nutzungsbedingungen

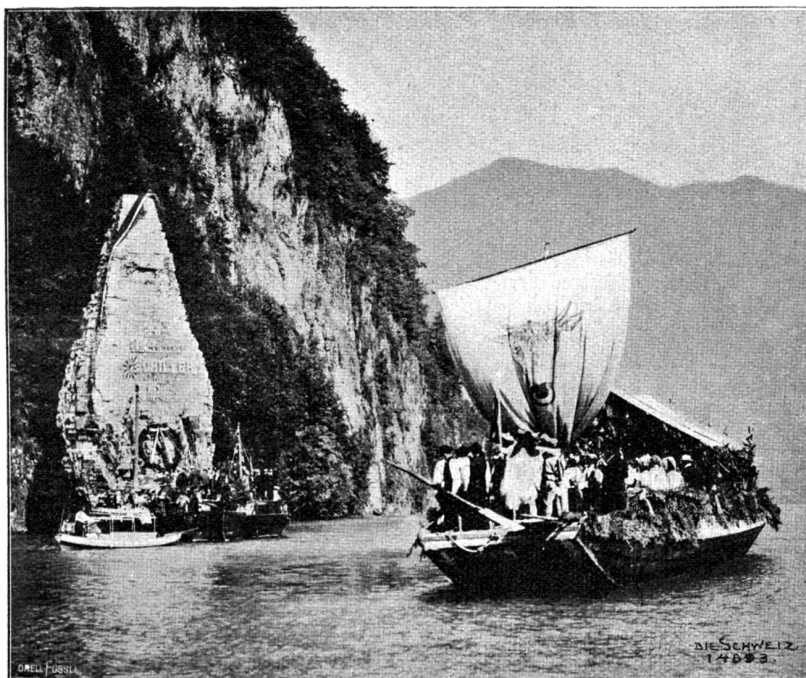
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Tellenfahrt vom 10. Juli 1904. Der Urner Nauen (Phot. A. Krenn, Zürich).

Festbesuch wohl zufrieden sein. Südlich der Festhütte, durch eine schöne, neuangelegte Straße getrennt, ziehen sich die schmuckgebauten Schützenstände hin, und dahinter an der Hügellehne

emblem von St. Gallen, und zu dem einfach-edeln Kopf paßt das mit Lorbeerzweig und Festinschrift versehene Revers vorzüglich.

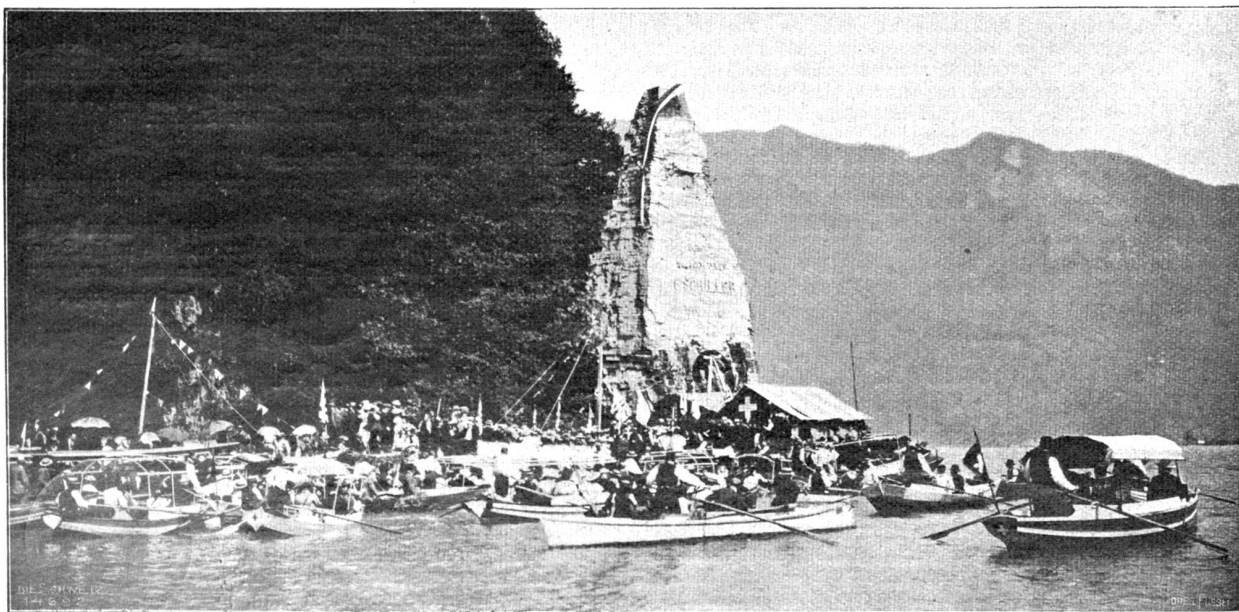
A. K.

Die Tellenfahrt des Lesezirkels Hottingen.

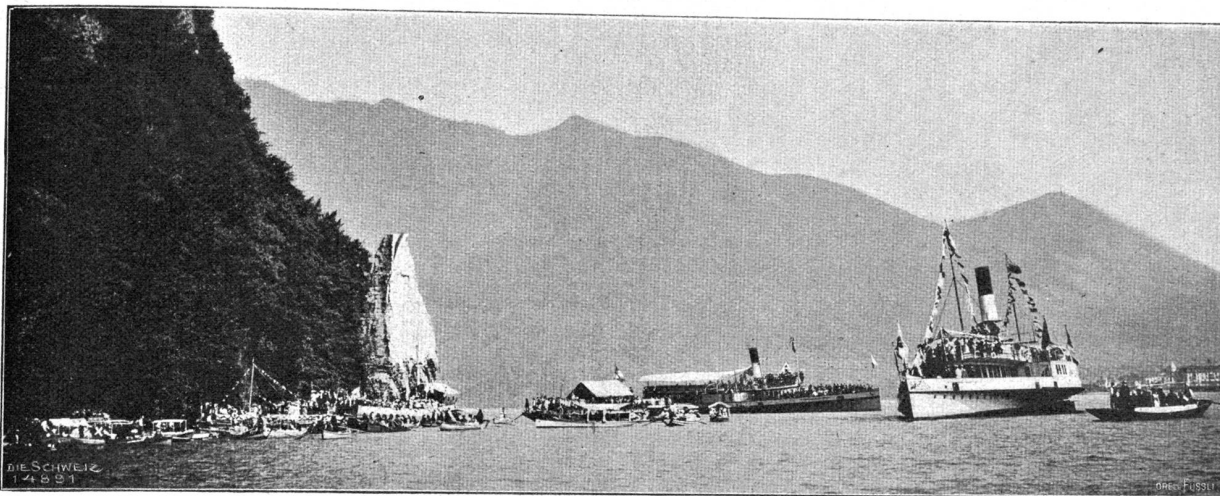
Mit vier Abbildungen.

Daß sich sozusagen die gesamte Urschweiz dabei beteiligte, das hob die Tellenfahrt der „Lesezirkler“ über den Rahmen eines bloßen Vereinsfestes weit hinaus, und wenn überdies der Sonderzug von Zürich her durchaus nicht bloß Zürcher, sondern auch Angehörige wohl fast aller Schweizerkantone an die geweihten

Gestade des Vierwaldstättersees führte, so gewann auch dadurch die Veranstaltung geradezu den Charakter und die Bedeutung einer allgemeinen Huldigung unseres Landes an den großen Genius Friedrich Schiller, den Sänger Tells. Die Feier am Mythenstein und der Besuch der Tellaufführung in Altorf, das



Tellenfahrt vom 10. Juli 1904. Gruppierung um den Mythenstein (Phot. A. Krenn, Zürich).



Tellenfahrt vom 10. Juli 1904. Die Festgemeinde am Mythenstein (Phot. A. Krenn, Zürich).

waren die beiden Hauptnummern des ganzen reichen Programms. Eine stattliche Flottille gruppierte sich schon zur neunten Stunde des 10. Juli um den alten, zum erhabensten Schillerdenkmal umgewandelten Mythenstein, den ein riesiger Alpenrosenkranz mit rotweißen Bändern schmückte. Da war vor allem stattlich der Urner Nauen mit mächtigem Stierkopf auf dem Segeltuch; nicht fehlte inmitten zahlreicher Urner-Trachten und der Musik von Altorf der leibhaftige „Stier von Uri“. Desgleichen boten die Nauen von Schwyz und Unterwalden prächtige Trachtengruppen, wogegen dem Zürcher Nauen mit der Kleeblattfahne der Hottinger, dem Festredner, den Sängern und dem Orchester namentlich die Herren Studiosi im „Wi“ mit ihren Bannern Farbe und Glanz verliehen. Dazu gesellten sich der huntbewimpelte Extradampfer „Uri“ mit dem Gewalthausen der „Lesezirkler“, ein Dampfer auch mit Festbummelern aus Luzern und schließlich die Unzahl von Barken und kleinern Fahrzeugen jeder Art. Dies alles gewährte im vollen Glanz der Sonne bei strahlendblauem Himmel ein ungemein mannigfaltiges, malerisches Bild. Und sonntägliche, weihewolle Stille lag über den Wassern und der großen Festgemeinde, als die Kantate einsetzte, die Volkmar Andreae auf diesen Anlaß komponiert hatte über Conrad Ferdinand Meyers herrliche Dichtung „Schutzgeister“. Wundervoll kam nach einem kurzen Orchestervorspiel das Tenorsolo zum Vortrag, von Herrn A. Flury aus Winterthur mit weittragender Stimme gelungen; ein wirkungsvolles Finale bildete die Chorpartie:

Leben wird mein Volk und dauern
Zwischen seinen Felsenmauern,
Wenn die Dioskuren gerne
Segnend ihm zu Haupte stehn!

Die Festrede des Herrn Erziehungsdirektor Locher hob hervor, wie, angeregt namentlich durch Schillers unsterbliche Dichtung, an den klassischen Stätten der Urschweiz überall das Schöne in seiner Vollendung an die Stelle unvollkommener Darstellung getreten ist, wie zunächst das „hille Gelände am See“ durch die schweizerische Schuljugend erworben und der Fürsorge der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft übergeben worden ist, wie 1860 der Mythenstein zum Schillerdenkmal ward, wie rund zwanzig Jahre später die Telskapelle am Urnersee durch Ernst Stückelbergs Fresken würdigen Schmuck erhielt, wie endlich wiederum nach einem Duzend Jahren die Enthüllung von Richard Kiblings imposantem Teldenkmal in Altorf erfolgen konnte: man vergesse nicht die andere Telskapelle, die in der Hohlen Gasse! — An die erhebende Feier am Mythenstein schloß sich die Fahrt am Mülli vorbei und hinüber zur Telskapelle. In Altorf hat ein Redner die Anregung gemacht, man möchte doch mal die Schranken fallen lassen, die den Besucher der Kapelle hindern, sich die Fresken bequem zu besehen. . . . Wir dachten an die Loggia dei Lanzi in Florenz: sollten wirklich nur jenseits der Alpen die herrlichsten Kunstwerke in der Obhut des Publikums wohl aufgehoben sein? — In Altorf eröffnete ein fein empfundener

Prolog von Ernst Zahn, vom Dichter selber bei Schillers Büste frei vorgetragen, die Festaufführung, welche die Großzahl der Teilnehmer volle vier Stunden ins Festspielhaus zu bannen vermochte, von neuem die große Weisheit des Dichters, die unvergängliche Schönheit seiner Schöpfung offenbarend. Die wackeren Urner spielen nicht, sie leben ihren „Tell“. — In den



Tellenfahrt vom 10. Juli 1904. Der Urstier (Phot. Joh. Weimer, Zürich).

Abendstunden bekundeten die Landammänner von Schwyz und von Uri in längeren Reden den Dank und die Freude ob dieser patriotisch-literarischen Wallfahrt der Lesezirkler, und in ein eigentliches Volksfest auf Altors Hauptplatz zu Füßen

des Turmes mit Kifflings Tell klang diese unvergeßliche „Tellenfahrt“ aus: Freudenfeuer flammten auf all den Höhen ringsum, und in bengalisch Rot getaucht, grüßte noch der Mythensstein die Heimfahrenden. D. 28.

Carl Albrecht Bernoullis „Sonderbündler“.

Ob der Held dieses Romans dem Verfasser an Ort und Stelle vom Munde der Leute oder in persönlicher Bekanntschaft geschenkt worden ist oder ob er ihn ganz ureigen geschaffen hat zur Entwicklung eines Problems, ob am Ende vom einen und andern was herzuschreiben ist, das wollen wir lieber nicht unteruchen, das braucht uns auch gar nichts anzugehen; denn mit der Hauptfrage, dem dichterischen Genuß, hängt das durchaus nicht bestimmend zusammen. Ob Hans Hieseb nun einmal schlechtweg so vorhanden gewesen oder ob der Leser ihn lieber mit Hioh in Zusammenhang bringt, ob und wie weit das Buch von Problem und Tendenz beherrscht ist, lassen wir auf sich beruhen. Halten wir uns einfach an den Inhalt und die Form: das Weitere wird sich für jeden in seiner Weise geben, wenn es ihm ans Herz greift.

Daß wir's gleich vorausschicken! Schon im Stil tritt die Eigentümlichkeit des Romans nach seiner schweizerischen Herkunft ganz deutlich zutage. Es ist ein Schweizerbuch und will, nach großer Vorgänger Weise, aber ganz unabhängig suchend, von den verdaulichen Schätzen unserer Sprache soviel wie möglich ins Deutsche hinübernehmen. Das gelingt ihm zum guten Teil und verspricht noch viel Eigenart herauszubilden. Wo ganz absonderlich schweizerische Wendungen gebraucht werden, geht es freilich zuweilen etwas unvermittelt her. Dagegen gibt es wieder Stellen, die, alles Ningen nach Cachet weit hinter sich lassend, sich zur erhabensten Höhe einer stofflichen Hauptmomenten, dem größten sachlichen Pathos angemessenen Diktion erheben. Wir denken dabei an die Katastrophe, die den alten Mann seines blühenden einzigen Sohnes beraubt, und besonders an die Schilderung seiner innern Aufnahme des Unglücks, seiner Empfindungen und Gedanken gegenüber dem mörderischen Stier.

Soviel vorans, was die äußere Form, Stil und Sprache anbelangt.

Der Aufbau zeigt naturgemäße schöne Verhältnisse. Es ist kein Kleines, heute, wo ein Buch seinen Band von dreihundertfünfzig Seiten nur selten überschreiten darf, wenn er von den Romanlesern und besonders Leserinnen überhaupt aufgeschnitten und durchblättert werden will, heute in einem Roman ein ganzes Leben zu erzählen. Ein Leben als Roman zu erzählen, setzt ein ganz durchgebildetes episches Vermögen, setzt eine außerordentliche Leistung in Exposition, Entwicklung und Steigerung voraus. Wenn wir all dies dem Verfasser des „Sonderbündlers“ zusprechen, so haben wir ihn nicht zu hoch gelobt. Ein unermeßlich reiches Leben ist da auf kleinem Raum erzählt und doch nicht zusammengedrängt. Wenn wir es hier im Auszug wiedergeben wollten, müßte man unwillkürlich zum Eindruck kommen, es sei da der Stoff von zehn Romanen und zehn Novellen mehr oder weniger willkürlich zu einem Ganzen zusammengeschweißt, Sachen, die einzeln besser weg-

gekommen wären. Man würde es kaum glauben wollen, daß das alles in eine alles absorbierende Einheit zusammenfließe. Und doch ist es so. Und doch ist nichts unfertig, bleibt nichts als Fragment fremd ab dem Wege stehen. Ein Dualismus ist ja darin; aber das fällt nirgends auseinander. Ein Dualismus insofern, als die Geschichte dieser Menschenseele als literarisches Problem durchaus nicht direkt aus ihrem Boden hervorgeht, meinerwegen auch irgendwo ins Ausland hätte verlegt werden können. Das Milieu hingegen hat dabei seinen unabhängigen Wert als Bild, als Ausschnitt eines Stückleins Schweizertreiben zu einer gewissen Zeit. Insofern hat das Buch zwei Seiten, deren jede ihr Interesse ganz unabhängig von der andern hat. Wir halten aber dies für eine ganz äußerliche Sache und meinen, man täte dem Roman eine Unbill an, wenn man ihn etwa, je nach den persönlichen Liebhabereien, als Sittenschilderung aus unserer letzten geschichtlichen Entwicklungssphäre und den Helden als (wenn auch noch so wohl drin wurzelnde) Staffage hinstellen oder den entgegengesetzten Standpunkt einnehmen wollte, von dem aus ein interessanter Gegenstand der Psychologie oder Persönlichkeit ein beliebiges interessantes Milieu angezogen hätte.

Beides sind dies Seitenansichten. Seine Schönheit und seine Macht hat dieses Werk wie in einem Guß. Wohl möchte die zweitgenannte Auffassungsweise seinem Wesen eher entsprechen. Aber die Schilderung von Natur und Menschen spielt dann doch wieder eine zu große Rolle, um zum bloßen Kleid herabzusinken.

Hier wollen wir nun nicht mit Einzelheiten vorgreifen, und zusammenfassend läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß ein innerlich tüchtiger Mensch durch eine rasche, aber schuldlose Tat von der Heimat getrennt gerade in diejenige Fremde, der er durch seine Tat erst recht ein Schuldiger ist, gelangt und, mit Glück und kräftigem Willen gesegnet, ein prächtiges Leben aufbaut, das ihm dann unter wenigen jähen Schlägen wieder zertrümmert wird, bis er es von sich wirft, nicht den Körper, sondern eben das Leben, das er souverän überwachen haben will, wirklich ein Hioh eigener Art, der nicht im Troß beginnt, sondern in Troß und Stolz und einer in brutaler Entsaugung geschaffenen prometheischen Leberlegenheit dahinfiecht.

Mit einem meisterhaft launigen Jdyl auf dem düstern Hintergrund des Sonderbundskrieges hebt die Geschichte an. Mit wohliger epischer Behaglichkeit wird nach diesem die tragische Voraussetzung bergenden Vorpiel am Ort der Geschichte das Ganze eingeleitet, langsam, breit, ein üppiges Mosaik von Einzelheiten. So geht es fort, bis der Gipfel in diesem Leben erreicht ist. Dann geht es wie der Rhein in Stürzen und wilden und tollen Stromschnellen einen reizenden Gang, jedes Kapitel ein Drama, bis das Ende kommt, wie der Rhein: grau, dunkel, unberuht. G. 3.

Karl Stauffers Grab.

Im Schatten von Zypressen, nicht weit von seinem Landmann Arnold Böcklin*), ruht der irdische Nest eines sturmbelegten Lebens, die Hülle von Karl Stauffer-Bern, dem genialen Zeichner, Maler und Radierer, der auch ebenso den Meißel wie die Feder zu führen verstand. Die idyllische Ruhe dieses Camposanto bei der Certosa di Val d'Enza, südwestlich von Florenz, bildet einen eigenartigen Kontrast zu dem unruhigen, drängenden Arbeiten dieses rastlosen Genies, das schließlich, nach dem Shakespeareschen Grundsatz von der Untrennbarkeit von Genie und Wahnsinn, seinem Leben ein vorzeitiges Ziel setzte. Eine eingehende Würdigung des eigenartigen Künstlers, der 1857 zu Trubichachen im Emmental geboren, 1891 zu Florenz gestorben ist, behalten wir uns für später vor und begnügen uns heute mit der von Kunstmaler Ernst Lind in Bern gezeichneten schlichten Grabstätte und dem wohlgetroffenen Bildnis von Ernst Württenberger auf dem Umschlag dieses Heftes. P. 6.



Nach Federzeichnung von Ernst Lind, Bern.

*) Böcklins Grabmal s. „Die Schweiz“ VI 1902, 424.